

Hill, Marc

Vielfältig mehrheimisch. Diversität unter Fachkräften in der Jugendarbeit

Meixner, Wolfgang [Hrsg.]; Yıldız, Erol [Hrsg.]: *Heimat sind wir! Mehr- und weltheimische Perspektiven in der postmigrantischen Gesellschaft*. Bielefeld : transcript Verlag 2025, S. 199-220. - (Postmigrantische Studien; 20)



Quellenangabe/ Reference:

Hill, Marc: Vielfältig mehrheimisch. Diversität unter Fachkräften in der Jugendarbeit - In: Meixner, Wolfgang [Hrsg.]; Yıldız, Erol [Hrsg.]: *Heimat sind wir! Mehr- und weltheimische Perspektiven in der postmigrantischen Gesellschaft*. Bielefeld : transcript Verlag 2025, S. 199-220 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-345717 - DOI: 10.25656/01:34571; 10.14361/9783839475867-013

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-345717>

<https://doi.org/10.25656/01:34571>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS

DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der



Wolfgang Meixner, Erol Yıldız (Hg.)

HEIMAT SIND WIR!

Mehr- und weltheimische Perspektiven
in der postmigrantischen Gesellschaft

Wolfgang Meixner, Erol Yıldız (Hg.)
Heimat sind wir!

Editorial

Im postmigrantischen Diskurs, der nicht nur in den Sozialwissenschaften an Verbreitung gewinnt, kommt eine widerständige Praxis der Wissensproduktion zum Ausdruck – eine kritische und zugleich optimistische Geisteshaltung, die für postmigrantisches Denken von zentraler Bedeutung ist.

Die Vorsilbe »post-« bezeichnet dabei nicht einfach einen chronologischen Zustand des Danach, sondern ein Überwinden von Denkmustern, das Neudenken des gesamten Feldes, in welches der Migrationsdiskurs eingebettet ist – mit anderen Worten: eine kontrapunktische Deutung gesellschaftlicher Verhältnisse. In der radikalen Abkehr von der gewohnten Trennung zwischen Migration und Sesshaftigkeit, Migrant und Nichtmigrant kündigt sich eine epistemologische Wende an.

Das Postmigrantische fungiert somit als offenes Konzept für die Betrachtung sozialer Situationen von Mobilität und Diversität; es macht Brüche, Mehrdeutigkeit und marginalisierte Erinnerungen sichtbar, die nicht etwa am Rande der Gesellschaft anzusiedeln sind, sondern zentrale gesellschaftliche Verhältnisse zum Ausdruck bringen.

Kreative Umdeutungen, Neuerfindungen oder theoretische Diskurse, die vermehrt unter diesem Begriff erscheinen – postmigrantische Kunst und Literatur, postmigrantisches Theater, postmigrantische Urbanität und Lebensentwürfe –, signalisieren eine neue, inspirierende Sicht der Dinge.

Mit der Reihe »**Postmigrantische Studien**« wollen wir diese Idee und ihre wegweisende Relevanz für eine kritische Migrations- und Gesellschaftsforschung aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten und dazu einladen, sie weiterzudenken.

Die Reihe wird herausgegeben von Marc Hill und Erol Yildiz.

Den wissenschaftlichen Beirat bilden Müzeyyen Ege, Julia Reuter, Dirk Rupnow, Moritz Schramm, Sabine Strasser und Elisabeth Tuider.

Wolfgang Meixner (Prof. Dr.), geb. 1961, lehrt und forscht im Bereich Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Innsbruck. Seine Schwerpunkte sind Unternehmen und Unternehmer*innen, Tourismus, Verkehr, wirtschaftliche Aspekte der NS-Zeit sowie Regionen.

Erol Yildiz (Prof. Dr.), geb. 1960, lehrt im Bereich der Bildungswissenschaften an der Universität Innsbruck. Er ist Leiter des Forschungszentrums für Migration & Globalisierung in Innsbruck. Seine Schwerpunkte sind Migration, postmigrantische Studien sowie Stadt und Urbanität.

Wolfgang Meixner, Erol Yıldız (Hg.)

Heimat sind wir!

Mehr- und weltheimische Perspektiven in der postmigrantischen Gesellschaft

[transcript]

Veröffentlichung mit Peer-Review-Verfahren

Veröffentlicht mit freundlicher Unterstützung durch nachfolgende Institutionen:

UNIVERSITÄT INNSBRUCK

Forschungsschwerpunkt Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte

Fakultät für Bildungswissenschaften

Philosophisch-Historische Fakultät

Institut für Erziehungswissenschaften

Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.

2025 © transcript Verlag, Bielefeld

Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlagkonzept: Kordula Röckenhaus

Korrektorat: Josefa Niedermaier

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

<https://doi.org/10.14361/9783839475867>

Print-ISBN: 978-3-8376-7586-3 | PDF-ISBN: 978-3-8394-7586-7

Buchreihen-ISSN: 2703-125X | Buchreihen-eISSN: 2703-1268

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Einleitung: Heimat sind wir!

Mehr- und weltheimische Perspektiven in der postmigrantischen Gesellschaft

Erol Yıldız & Wolfgang Meixner 7

Heimat postmigrantisch denken

Von der experimentellen Utopie zur Transtopie

Erol Yıldız 9

Heimweh und Heimatrecht

Historische Spurensuche zu zwei frühen Konzeptionen von Heimat

Wolfgang Meixner 39

»Mehrheimisch-Sein« – pädagogisch

Anna Mammitzsch & Anja Kraus 61

Sässigkeit – oder die anthropologisch-lebensweltlichen Grenzen des

Mehrheimischseins

Jörg Dürrschmidt 75

»Wir sind türkisch, irgendwie deutsch und aus Griechenland«

»Mehrheimischkeit« als Ausdruck postmigrantischer Lebensrealität

Anita Rotter 91

Störfaktor migrantische Erinnerung

Ambiguität und desintegratives Potenzial vom Gedächtnis an Heimat und Herkunft am

Beispiel des Romans *Dschinns* (2022) von Fatma Aydemir

Anna Rutka 111

Der Geschmack von Heimat

Migration und künstlerische Produktion bei Emeka Ogboh

Burcu Doğramacı 131**Posthumanistische Diskurse im Sachunterricht***Anja Seifert & Agnes Pfrang* 149**»Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein«**

Beheimatung und Critical Global Citizenship als Aspekte von Lehrer*innenbildung im Kontext von Ungleichheitsverhältnissen

Susanne Leitner & Stine Albers 163**Eine »schwache Pädagogik« für »starke« Heimaten**

Erziehungswissenschaftliche Auslotungen für den Umgang mit ethnozentrischen

Identitäts- und Zugehörigkeitsentwürfen

Hans Karl Peterlini 181**Vielfältig mehrheimisch**

Diversität unter Fachkräften in der Jugendarbeit

Marc Hill 199**Autorinnen und Autoren** 221

Vielfältig mehrheimisch

Diversität unter Fachkräften in der Jugendarbeit

Marc Hill

Jugendliche sind individuell, haben unterschiedliche Lebensstile und entwickeln vielfältige Perspektiven. Eine Herausforderung der Jugendforschung besteht darin, dass es kaum möglich ist, von der einen Jugend zu sprechen. Gemeinsam ist bzw. sind der Jugend jedoch immer eine Zeitspanne und in gewisser Weise auch die gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse, die in ihr stattfinden.

Im vorliegenden Fall sind vor allem jene Jugendliche und junge Erwachsene von besonderem Forschungsinteresse, zu deren Alltag es gehört, dass ihre Freund:innen, Verwandten und Bekannten über weite geografische Distanzen entfernt voneinander leben. Gleichzeitig ist es ein Charakteristikum unserer Zeit, dass diese Distanzen in geografischer und sozialer Hinsicht dennoch überbrückt werden können und so eine dauerhafte Verbindung zu nahestehenden Personen weltweit möglich ist. Die Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim spricht in diesem Zusammenhang vom Aufwachsen in Weltfamilien, einem Modell, das sich allmählich normalisiert hat und auch die Normalität von Migration widerspiegelt (vgl. Beck & Beck-Gernsheim 2013: 11). Damit sind begrifflich vor allem Familien adressiert, wo die Kinder und Jugendlichen mit diversen sozialen und geografischen Bezügen aufwachsen. Diese Sozialisations- und Lebenspraxis von Jugendlichen in Weltfamilien möchte ich als mehrheimisch bezeichnen, und dementsprechend können diese Jugendlichen als Mehrheimische bezeichnet werden. In weiterer Folge stellt sich die Frage, was dies für die Jugendarbeit und insbesondere für die Wahrnehmung von Migration und Diversität unter den Fachkräften bedeutet. Der Begriff »Fachkräfte« wird in diesem Beitrag zur Bezeichnung von beruflichen Positionen mit unterschiedlichen sozialen Studienabschlüssen und Ausbildungsgängen genutzt. Er umschließt studierte Pädagog:innen, Sozialpädagog:innen und Sozialarbeiter:innen sowie ausgebildete Erzieher:innen und Jugendbetreuer:innen. Im Sample sind für diesen Beitrag solche Personen enthalten, die sich beruflich um die Belange junger Menschen kümmern und in einem Handlungsfeld der Erziehung und Bildung tätig sind. Der Begriff dient in diesem Artikel der kritisch-reflexiven Diskussion der personellen Diversität in der Arbeit und Auseinandersetzung mit Jugendlichen.

Im Speziellen wird in diesem Beitrag die Frage aufgeworfen, wer die geeigneten Ansprechpersonen für die als mehrheimisch charakterisierten Jugendlichen sein könnten. Grundsätzlich ist damit die Frage verbunden, was es bedeutet, in der Jugendarbeit in einem mehrheimischen Sinne divers unter Fachkräften aufgestellt zu sein, um Themen wie Rassismuserfahrungen und institutionelle Diskriminierung kompetent aufgreifen zu können.

Zunächst wird im vorliegenden Beitrag diskutiert, inwiefern Themen wie Migration und Diversität sowie Erfahrungen, die Jugendliche mit Alltagsrassismus und Marginalisierung gemacht haben, bereits konstitutive Bestandteile der Jugendarbeit sind und welche Diskurse darüber hinaus vielversprechend erscheinen. Anschließend werden zwei Fachkräfte mit umfangreichen mehrheimischen Lebenserfahrungen vorgestellt und ihre jeweiligen pädagogischen Zugänge und Vermittlungskompetenzen exemplarisch interpretiert. Grundsätzlich wird davon ausgegangen, dass mehrheimische Lebensweisen ein gesamtgesellschaftliches Thema geworden sind und auch eine Schlüsselkompetenz in der Jugendarbeit darstellen. Nach eingehender Diskussion schließt dieser Beitrag mit dem Plädoyer, biographischen Diversitäts- und (Post-)Migrationserfahrungen von Fachkräften eine höhere Aufmerksamkeit in Erziehung und Bildung zuteilwerden zu lassen und sich mit dem positiven Einfluss von diversitätsbewussten Perspektiven auf die Jugendarbeit in der postmigrantischen Gesellschaft eingehender in der Theorie- und Praxisentwicklung zu beschäftigen.

1. Zu den Mehrheimischen vor Ort

Das Leben der Menschen im Zeitalter der Diversität und Globalisierung kann in vielfacher Hinsicht als »mehrheimisch«, »neuheimisch« oder sogar »vielheimisch« interpretiert werden. In diesem Sinne ist auch die Bezeichnung mehrheimisch eine Wortneuschöpfung: Sie verweist unmittelbar auf alternative Lesarten von »Kultur«, »Heimat« oder eben »Vielfalt« – Lesarten, die darauf abzielen, kreativ und in Übergängen, statt in festen Kategorien zu denken. Mit mehrheimisch werden explizit das Vielstimmige, die Mehrdeutigkeit und das Marginale im hegemonialen Kultur- und Heimatdifferenzdiskurs privilegiert. An dieser Stelle soll betont werden, dass die Bezeichnung mehrheimisch auf alle Menschen übertragen werden kann. Wenn explizit im vorliegenden Artikel von mehrheimischen Familien und Jugendlichen die Rede ist, die vom öffentlichen Diskurs als Migrant:innen oder Menschen mit einem sogenannten Migrationshintergrund adressiert und gelesen werden, dann soll der Topos Mehrheimische oder mehrheimische Jugendliche und Jugendarbeit zusätzlich die Möglichkeit der Mehrfachverortung betonen.

In einem übertragenen Sinne und mit den Worten von Martin Albrow ausgedrückt, sind mehrheimische Jugendliche in ihren eigenen »Soziosphären« zuhause,

welche sich mit denen von anderen Jugendlichen kreuzen und überlappen, aber ebenso in vielen Dingen unterscheiden können (vgl. Albrow 1997: 311). Sie leben sowohl in einem Nationalstaat als sie sich auch gleichzeitig jenseits von nationalstaatlichen Grenzen verorten können. Mehrheimische Jugendliche sind von nationalstaatlichen Strukturen und hegemonialen Zugehörigkeitsordnungen umgeben, aber nutzen ihre Erfahrungen der Migration für sich, um ein Verständnis von sich und ihrer Welt zu entwickeln. Mit Blick auf die familialen Migrationsgeschichten ist es für viele Jugendliche durchaus üblich, dass in ihren Soziosphären mehrere Sprachen gesprochen werden, ebenso gehören Pendelbewegungen zum familialen Alltag. Auch die digitalen Kommunikationsmittel und gestiegene Mobilität macht das Mehrheimisch-Sein zu einer Alltagserfahrung und knüpft Bände zwischen Menschen, die sich früher gar nicht persönlich gekannt hätten. Dies schafft auch neue Möglichkeiten und Anschlüsse, beispielsweise für neue Lebenswege.

Dass soziale Beziehungen über verschiedene Länder und Kontinente hinweg dauerhaft aufrechterhalten werden – und dies insbesondere von Jugendlichen, die mit digitaler Kommunikationstechnologie aufgewachsen sind –, erachtet Martin Albrow als einen Grund, um über Gemeinschaft und Nationalstaatlichkeit neu nachzudenken (vgl. ebd.: 288). Offensichtlich wächst eine mehrheimische Generation heran, die vor allem in Städten sesshaft geworden ist, aber zugleich mehrere Optionen hat, sich mehrheimisch zu fühlen und neue Narrationen in den gesellschaftlichen Diskurs über Migration einzubringen, nämlich vor allem Diversitäts- und Migrationserfahrungen jenseits eines gesellschaftlich zugeschriebenen Migrationshintergrundes (vgl. Yıldız & Meixner 2021: 49; Hill 2020).

Gerade junge Menschen, die mit einer familialen und transnationalen Migrationsgeschichte groß geworden sind, sei es durch Ein- oder Auswanderungen der (Groß-)Eltern bzw. eigene Migrationserfahrungen, kennen sich mit überlappenden Diversitätsdimensionen und intersektionaler Vielfalt lebenspraktisch aus. Weiterhin sind in diesem Zusammenhang Kinder und Jugendliche zu nennen, die in binationalen Ehen oder Fernbeziehungen aufwachsen und früh mit unterschiedlichen Lebensumständen, Sprachen, Religionen und Lebensstilen in Kontakt kommen. Die gemeinsame und generationenübergreifende Klammer besteht darin, dass die hier angesprochenen Jugendlichen im Zeitalter der Diversität und Globalisierung neue Perspektiven entwickeln, die sowohl dem pädagogischen Wunsch, aber auch in großen Teilen bereits der Realität des urbanen Zusammenlebens entsprechen. In einem theoretischen Sinn geht es auch um die herrschende, aber politisch stets vulnerable »[...] Normativität der Entmarginalisierung von Vielfalt [...]« (Tsianos 2024), wie es der Soziologe Vassilis S. Tsianos auf der »8. Jahrestagung zur Migrationsforschung in Österreich« im September 2024 in seiner Keynote formuliert hat. Dabei diskutierte er, wie sich die Vielfalt vor den »[...] Feinden der postmigrantischen Gesellschaft [...]« (ebd.) beschützen, ergreifen und ausbauen lässt.

Die Jugendlichen, die diese angesprochene Normativität einer entmarginalisierten Vielfalt im städtischen Alltag persönlich aufgreifen, schützen und weiterentwickeln, orientieren sich in ihren individuellen Lebensentwürfen weniger an nationalstaatlichen Denkmustern, sondern interessieren sich vielmehr für ihre eigenen bewegten Biografien, Orte und Verbindungen. Solche mehrheimischen Lebensentwürfe und postmigrantischen Perspektiven sind häufig eher im urbanen Kontext und in transnationalen medialen Räumen angesiedelt (vgl. Schachtner 2023). Im Alltags- und Schulleben ihrer Stadtviertel sowie in medialen Räumen verknüpfen sie ihre persönlichen Erfahrungen mit den vielfältigen Lebenswirklichkeiten vor Ort und kreieren daraus ihre eigenen Lebensentwürfe und Zukunftspläne.

Trotz dieser neuen Möglichkeiten der stadträumlichen und sozialen Selbstverortung von Jugendlichen ist diese Idylle der individuellen und freien Entfaltung sowie die »Normalität von Migration« ständig bedroht. Dies zeigen die Marginalisierungsdiskurse bezüglich des Aufwachsens in Stadtvierteln, die in gesellschaftlichen Stadtdiskuren als normabweichend konstruiert werden, deutlich (vgl. Hill & Yıldız 2024). Zahlreiche qualitative Studien belegen, dass sich Jugendliche aus Migrationsfamilien mit Alltagsrassismus in vielfältiger Form auseinandersetzen müssen (Scharathow 2014; Ammann & Kirndörfer 2018; Hill 2020; Yıldız 2021). Diskriminierung und (Alltags-)Rassismus gehen mit vielfältigen Verletzlichkeiten und Vulnerabilitäten einher, die in der Jugendarbeit eine empowernde Perspektive der Inklusion erfordern, um Jugendliche in ihrer eigenen Handlungsfähigkeit zu unterstützen und einem negativen Klima aktiv und solidarisch entgegenzuwirken.

Obwohl wir also im Zeitalter der Globalisierung leben und zunehmende Migrationsprozesse und Diversitätserfahrungen ein Charakteristikum unserer Zeit darstellen, gehören Erfahrungen von Rassismus und institutionelle Diskriminierung zum Alltag von Jugendlichen und spielen, den aktuellen Studien zufolge, eine immer größere Rolle in deren Leben. In einem erkenntnistheoretischen Sinne möchte ich die skizzierte Lebenspraxis und Vulnerabilität der angesprochenen Jugendlichen als mehrheimisch bezeichnen. Darüber hinaus möchte ich die Chancen und Herausforderungen einer solchen Praxis in einem urbanen Sinne zusammendenken, einer Art offenem und ungeordnetem Denken, wie es sich aus der Komplexität der sozialen Situationen und des Zusammenlebens in der Stadtgesellschaft ableiten lässt. In der Stadt leben viele Menschen, die vieles gemeinsam haben und doch Fremde unter Fremden sind, die ihre eigenen Wege gehen. Es gilt also einerseits zu fragen, wie die Handlungsfähigkeit von Jugendlichen gegen Diskriminierung und (Alltags-)Rassismus gestärkt werden kann, und andererseits weiter zu fragen, wie das urbane Prinzip des Städtischen und die Grammatik des städtischen Zusammenlebens als eine Art erprobte Strategie im gesellschaftlichen Umgang mit Vielfalt auf pädagogische Handlungsfelder übertragen werden kann.

2. Visualisierung und Wahrnehmung von Diversität

Mit Blick auf jene Erfahrungen von Rassismus und institutioneller Diskriminierung, welche Jugendliche aus Migrationsfamilien in marginalisierten Stadtvierteln erleben, sind die Diversitätskompetenzen und Migrationserfahrungen von Fachkräften in der stadtraumorientierten und jugendbezogenen Sozialen Arbeit besonders wichtig, wenn sie Zugang zu jenen Jugendlichen erhalten möchten, die zwar mit ihrer Lebensweise dem globalen und internationalen Zeitgeist entsprechen, aber dennoch als Jugendliche mit einem sogenannten Migrationshintergrund stigmatisiert und marginalisiert werden, insbesondere dann, wenn sie zusätzlich in einem marginalisierten Stadtviertel aufwachsen.

In den städtischen Lebenswelten herrscht ein ständiges Kommen, Gehen, Bleiben. Dieses wird mit der statistisch prognostizierten weiteren Verstädterung noch zunehmen und sich auf diese Weise auch weiter normalisieren. Städte müssen also offen sein für Menschen aus aller Welt und für die unterschiedlichsten Formen von Migrations- und Globalisierungsprozessen. Umgekehrt erscheint die Stadt vor diesem Hintergrund als eine lebendige und gebaute Struktur, die maßgeblich von Migrationsbewegungen beeinflusst und relational erzeugt wird. Das Besondere daran ist, dass diese postmigrantische und offene Wohnform auch jenseits des Nationalstaates funktioniert und damit eine Vision von Vielfalt darstellt, die sich permanent bildet, weiterentwickelt und mit anderen Orten dieser Welt jenseits hegemonialer Grenzen verbunden ist (vgl. Hill 2018). Im Vergleich zum Nationalstaat besitzt die Stadt den Vorteil, dass sie Zugehörigkeiten nicht über eine nationale Identität herstellt, sondern in einem kosmopolitischen Sinne explizit über das ubiquitäre Prinzip der Fremdheit: Eine Stadt ist ein Ort der Fremdheit, der Diversität und Migration par excellence, ein Raum, wo sich Fremde unter Fremden treffen, aneinander vorbeieilen und sich lediglich in einer Art höflichen Gleichgültigkeit begegnen können (vgl. Goffman 2009: S. 97). Zygmunt Bauman beschreibt das Stadtleben sogar als ein anonymes Setting, in dem es vielfach zu Begegnungen von Menschen kommt, welche sich als Zusammentreffen ohne Vergangenheit und Zukunft charakterisieren lassen (vgl. Bauman 2003: 114). In diesem Prinzip von losen Begegnungen und flüchtigen Zugehörigkeiten zu einem gebauten und sozial erzeugten Sammelsurium namens Stadt unterscheidet sich eben diese Stadt vom Nationalstaat, welcher von einer imaginierten homogenen Identität, von konstruierten engen und festen Bindungen in der Bevölkerung und vor allem von einer festgeschriebenen nationalen Zugehörigkeit lebt.

In individueller Hinsicht verorten sich Jugendliche und junge Erwachsene oftmals im Dazwischen und generieren auf diese Art neue Selbst- und Welterkenntnisse. Sie benötigen für ihren Selbstwert und ihren Standpunkt in der Welt keinen Nationalstaat, keine Nationalfahne und keine Hymne, kurz: keinen Kontext, in dem ihnen ein sogenannter Migrationshintergrund zugeschrieben wird. Vielmehr sind es

ihre mehrheimischen Lebenswelten – ihre bewegten Biographien, ihre grenzüberschreitenden Beziehungen und Verbindungen zu Freundinnen und Freunden, zu Verwandten und Bekannten sowie die sie umgebenden Stadtlandschaften –, die sie und ihre Lebensentwürfe beeinflussen.

Dennoch werden sie laut Mark Terkessidis mit einem ganzen Inventar alltagsrassistischer Praxen und Situationen konfrontiert. Ein Beispiel dafür ist die Verweisung an einen anderen Ort, die mit der sogenannten Herkunftsfrage verbunden ist, also mit der Nachfrage, woher jemand ›eigentlich‹ kommt. Sie wird häufig an Personen adressiert, deren (Groß-)Eltern eingewandert sind oder die anderweitig als Menschen mit »Migrationshintergrund« gelesen werden (vgl. Terkessidis 2004: 180). Diese Jugendlichen und ihre Familien sind in vielfältiger Weise von Rassismus und Diskriminierung betroffen. Etwa schildern sie, dass sie in der Schule aufgrund ihrer Zwei- und Mehrsprachigkeit mit Leistungsdefiziten im deutschsprachigen Schulsystem zu kämpfen haben. Daran zeigt sich, wie sehr Ausschließungspraxen den Alltag von mehrheimischen Familien beeinflussen und erschweren (vgl. Hill 2020). Die Lage der Jugendlichen wird noch schwieriger, wenn sie als Bewohner:innen marginalisierter Stadtviertel unmittelbar stigmatisiert werden und sie sich dazu verhalten müssen. In vielfacher Hinsicht reagieren die Jugendlichen auf die Marginalisierung ihrer Wohnorte aber auch auf kreative Art und Weise und machen aus der Not eine Tugend (vgl. Hill 2016). Zudem wissen sie auch von Gegenstrategien zu erzählen, die sie im Privaten entwickelt haben, um möglichst unbeschadet durchs Leben zu kommen.

Bewegte Biographien, Orte und Verbindungen jenseits nationaler Zugehörigkeitsordnungen zeigen sich beispielsweise in den Biographieprotokollen von Jugendlichen, die im Rahmen des Sparkling-Science-Projektes »Gesichter der Migration«¹ entstanden sind. Es handelt sich dabei um Zeichnungen, deren Gegenstand biographische Erfahrungen der Migration sind. Entstanden sind sie, nachdem ganze Schulklassen dazu aufgefordert wurden, mittels der Anfertigung

¹ Forschungsprojekt »Gesichter der Migration. Jugendliche aus Tirol erforschen gemeinsam ihre familiäre Migrationsgeschichte«, Universität Innsbruck, Institut für Erziehungswissenschaft, Lehr- und Forschungsbereich Migration und Bildung, Fakultät für Bildungswissenschaften. Dieses Projekt wurde im Rahmen des Förderprogramms Sparkling Science im Zeitraum 01.07.2017 bis 31.12.2019 durchgeführt und vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung gefördert. Sparkling-Science-Team: Univ.-Prof. Dr. Erol Yıldız (Projektleitung), Univ.-Prof. Dr. Marc Hill (Leitung Citizen Science), Lisa Ferron, MA, Dr.in Miriam Hill, Anita Rotter, BA, MA, PhD (Wissenschaftliche Projektmitarbeiterinnen), Alexander Böttcher, BA, Sena Seker, BA (Studentische Mitarbeiter:innen). Themenheft abrufbar unter: <https://digilib.uibk.ac.at/ulbtirolfodok/download/pdf/4630735?originalFilename=true> (abgerufen am 06.10.2024). Die in diesem Projekt gewonnenen Erkenntnisse werte ich in fortlaufenden Forschungsarbeiten aus und verbinde sie mit neuen Perspektiven auf stadt- und jugendbezogene Bildungsprozesse.

eines persönlichen Biographieprotokolls über Migration neu nachzudenken. Die Skizzen visualisieren eigene Diversitäts- und Migrationserfahrungen und symbolisieren familiale Migrationsgeschichten sowie persönliche Bezüge zu Verwandten, Freunden und Bekannten, die an unterschiedlichen Orten zuhause sind. So werden zahlreiche biographische Verbindungen zu verschiedenen Ländern, Städten und Sprachen, aber auch zu diverser Musik, vielfältigen Freizeitaktivitäten und persönlichen Berufswünschen sowie dem eigenen Lebensmittelpunkt sichtbar. Letztlich zeigen die angefertigten Biographieprotokolle, dass nahezu alle Jugendlichen im Laufe ihres bisherigen Lebens bereits mit Migration in Berührung gekommen sind – unabhängig davon, ob ihre (Groß-)Eltern eingewandert oder sie selbst migriert sind oder nicht (vgl. Ferron et al. 2019: 7).

Dieser Befund aus dem Projekt »Gesichter der Migration« legt aus pädagogischer Sicht nahe, weltoffene Angebote für Jugendliche in einer mehrheimischen Welt zu entwickeln. Dabei muss die Jugendarbeit vermehrt diversitätsbewusst und selbstreflexiv vorgehen, damit eine Inanspruchnahme auf niederschwellige Art und Weise erfolgen kann. Zur zentralen Aufgabe der Sozialen Arbeit (hier auch: Jugendarbeit) gehört nach wie vor die Lebensweltorientierung. Dies bedeutet angesichts mehrheimischer Lebenspraxen auch die Anerkennung von Diversität und Migration als eine konstitutive Alltagspraxis. Darüber hinaus ist es für die Vermittlung von Angeboten der Sozialen Arbeit förderlich, wenn von Institutionen und Fachkräften erkannt wird, dass die Zielgruppenorientierung immer kritisch zu hinterfragen ist, insbesondere in Bezug auf homogenisierende Annahmen. Etwa sollen Menschen nicht deshalb als spezifische Zielgruppe definiert werden, weil sie eine familiale Migrationsgeschichte oder andere, scheinbar gemeinsame Merkmale aufweisen. Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse reproduzierende Inhalte auf der Angebotsseite der Sozialen Arbeit sorgen für Vertrauensverluste auf Seiten der potenziell interessierten Menschen. Damit verfehlten sie das Prinzip der Weltoffenheit (vgl. Straßburger 2009). In diesem Zusammenhang weisen pädagogische Fachdiskurse bereits seit Jahrzehnten darauf hin, dass Repräsentationen, Ordnungen und Strukturen, welche Menschen in Kulturen, Ethnizitäten und Klassen einteilen und Dominanzvorstellungen privilegieren, als rassistisch enttarnt sind und entsprechend kritisiert werden müssen (vgl. Melter & Mecheril 2009). Daher wird inzwischen gefordert, dass die Rassismuskritik zu einem festen Bestandteil des Studiums der Sozialen Arbeit wird (vgl. Batur 2021). Mit Blick auf die Sozialwissenschaft plädiert der Jugend- und Migrationsforscher Markus Ottersbach zudem für eine stärkere Auseinandersetzung mit Jugendlichen aus marginalisierten Stadtvierteln und fordert die Soziale Arbeit auf, sich als Profession vermehrt für die Förderung der Teilhabe junger Menschen an demokratischen Prozessen zu engagieren (vgl. Ottersbach 2021).

3. Diversität unter Fachkräften

In der Praxis stehen der Sozialen Arbeit eine Reihe sozialer Konzepte zur Verfügung, die auf Transparenz, niedrigschwellige Angebote und lokale Erreichbarkeit setzen. Dazu gehört die offene und aufsuchende Jugendarbeit in Stadtzentren, mithin Bildungsangebote, die einen informellen Charakter haben und sich durch Alltagsnähe auszeichnen. Häufig handelt es sich dabei um freiwillige Settings, in denen es hauptsächlich darum geht, Jugendliche überhaupt zu erreichen und sie bei ihrer Freizeitgestaltung zu unterstützen. Diese offene und lebensweltorientierte Herangehensweise stellt bislang die Basis dar und bietet als solche den informellen Raum zur Förderung gesellschaftlicher Partizipationsprozesse von Jugendlichen. Im Mittelpunkt dieses Artikels steht die Annahme, dass die Diversitäts- und Migrationserfahrungen von Fachkräften in der Jugendarbeit eine größere Rolle bei ihrer konkreten Ausgestaltung spielen, als bislang angenommen. Die Perspektiven der Betreuer:innen, zumeist eingebettet in institutionelle Zusammenhänge und sozialpolitische Ausrichtungen, sind letztendlich entscheidend dafür, welches Verständnis sie für die Jugendlichen aufbringen, wie sie Zugang zu ihnen erhalten und welche Inhalte sie vermitteln. Es ist davon auszugehen, dass die persönlichen Erfahrungen der Fachkräfte mit Diversität und Migration eine konstitutive Rolle für deren Umgang mit den mehrheimischen Lebenspraxen und den (alltags-)rassistischen Erfahrungen von Jugendlichen spielen. Dabei stellt sich in der Fachliteratur immer wieder die Frage, inwieweit es sinnvoll ist, wenn pädagogische Fachkräfte über eigene Migrationserfahrungen verfügen, um einen Zugang zu Jugendlichen zu gewinnen und rassismuskritische Bildungsarbeit leisten zu können (vgl. Lengyel & Rosen 2015).

Schließlich steht die Jugendarbeit häufig vor der paradoxen Situation, einerseits Unterscheidungskriterien wie »Migrationshintergrund« herausstellen zu müssen, um beispielsweise Zielgruppen festzulegen und anzusprechen, andererseits aber Lebensweltorientierung und Weltoffenheit als Grundprinzipien ihres Berufsfelds zu benennen und rassismuskritische Bildung voranzutreiben. Dies ist ein Dilemma der zielgruppenorientierten Sozialen Arbeit in Erziehung und Bildung, eine Art Widerstreit, welcher sich zwischen defizitorientierten Praxen und dem Anspruch eines inklusiven Bildungs- und Sozialisationsangebots bewegt. Daher ist es notwendig, dass sich die Soziale Arbeit selbstkritisch hinterfragt. Dies kann unter anderem dadurch gelingen, dass sich die Mitarbeiter:innen einer Institution zunächst über ihre eigenen Diversitäts- und Migrationserfahrungen bewusstwerden und die Wahrnehmung von Diversität zu einem festen Bestandteil der Ausbildung von Fachkräften und der Personal- sowie Weiterbildungspolitik wird.

Im theoretischen Teil und in der bisher geführten Diskussion standen Jugendliche und mehrheimische Lebensweisen im Mittelpunkt. In den folgenden Fallportraits wird dies nun in Beziehung zu den Diversitäts- und (Post-)Migrationserfahrungen von pädagogischen Fachkräften gesetzt. Für das professionelle

Selbstverständnis in der Jugendbetreuung und in der Sozialen Arbeit insgesamt ergibt sich aus den mehrheimischen Lebenswelten der Jugendlichen die Notwendigkeit, sich kritisch mit dem herrschenden methodologischen Nationalismus auseinanderzusetzen (vgl. Amelina & Faist 2012). Das bedeutet auch, dass Fachkräfte ihre eigenen Diversitäts- und Migrationserfahrungen reflektieren. Im Weiteren ist danach zu fragen, inwieweit die Soziale Arbeit vom Diversitäts- und Migrationsgedanken profitieren und ein Bewusstsein für Vielfalt und Rassismuskritik in die Angebotsstrukturen einfließen kann. Um diesen Bedeutungszusammenhang zwischen den Alltagserfahrungen in den (Post-)Migrationsgesellschaften und den professionellen Praxen der Sozialen Arbeit greifbarer zu machen, werden im nachfolgenden Abschnitt die biographischen Fallportraits zweier Jugendbetreuer:innen diskutiert. Beide Fallportraits sind auf der Grundlage von halbstrukturierten biographischen Interviews im Sinne von Fritz Schütze (1983) und auf der Basis der Grounded Theory (Glaser & Strauss 2012) erhoben und ausgewertet worden. Die Betrachtung der Beispiele erhebt allerdings keinen Anspruch auf Vollständigkeit oder gar Repräsentativität im Sinne einer sozialwissenschaftlichen Studie, sondern soll lediglich die mehrheimische Idee des Artikels veranschaulichen und zur Diskussion anregen.

Raphaël Bari²

Raphaël Bari ist Islamlehrer an österreichischen Pflichtschulen, wo er Jugendliche unterrichtet. Darüber hinaus erteilt er ehrenamtlich Nachhilfe. Aufgewachsen ist er in einem afrikanischen Staat, er ging dort zur Schule und musste später aufgrund politischer Verfolgung das Land verlassen. Heute besitzt er die österreichische Staatsbürgerschaft und kümmert sich um Jugendliche, berät sie bei schulischen Schwierigkeiten, vermittelt zwischen Behörden und stellt Kontakte her. Er ist in einem Verein tätig, der als eine offene Anlaufstelle für Jugendliche fungiert.

² Die für diesen Artikel verwendeten Interviews habe ich im Rahmen des Forschungsprojektes mit dem Wortlauttitel »Lebensentwürfe von Jugendlichen mit Migrationshintergrund aus marginalisierten Stadtvierteln« durchgeführt. Bei dem Projekt handelt es sich um eine qualitative Studie, die im Zeitraum vom 01.01.2012 bis 31.03.2014 durchgeführt wurde. In diesem Projekt war ich als Nachwuchswissenschaftler tätig. Unter anderem wurden 30 Jugendliche aus marginalisierten Stadtvierteln interviewt und 10 Erwachsene befragt, die täglich beruflich mit dem Themenkomplex »Jugend, Migration und Zukunft« in Berührung kommen. Darunter waren Polizeibeamte, Jugendbetreuer:innen und Lehrer:innen. Das Projekt stand unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Erol Yıldız und wurde unterstützt durch Fördergelder des Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank (Projektnummer: 14724). Die in diesem Projekt gewonnenen Erkenntnisse werte ich in fortlaufenden Forschungsarbeiten aus und verbinde sie mit neuen Perspektiven auf stadttraum- und jugendbezogene Bildungsprozesse. Personenbezogene Daten wie Namen und Orte sowie Kontaktdaten wurden in den Fallportraits des Artikels anonymisiert.

Die Jugendlichen tauschen sich dort aus, trinken Tee oder holen sich einen Rat ein. Erst anhand der biographischen Ausführungen von Raphaël Bari zeigt sich deutlich, warum er sich – trotz offener und subtiler Diskriminierungen, die hier noch zu nennen sind – nicht entmutigen lässt, weiter als islamischer Religionslehrer arbeitet und sich in sozialen und schulischen Fragen für Jugendliche einsetzt. Im Wesentlichen hängt dies mit seiner eigenen Migrations- und Sozialisationsgeschichte zusammen, auf die ich nachfolgend eingehen möchte.

Raphaël Bari schildert seine Kindheit als einen von Höhen und Tiefen durchwachsenen Sozialisationsprozess und betont sowohl schwierige Zeiten, die er als Kind geschiedener Eltern durchleben musste, als auch die Fürsorge und Motivation, die er von seinem Vater insbesondere in Bildungsfragen erhalten hat. In der folgenden Interviewpassage kommt diese Wechselhaftigkeit deutlich zum Ausdruck:

»Mein Vater ist Ingenieur, meine Mutter ist Hausfrau. Meine Eltern waren geschieden. Ich habe eine schlechte Kindheit gehabt. Mein Vater, er war sehr gut in seinem Beruf, hat seinen Beruf und sein Talent aber nicht gut genutzt. Er hat auch nicht gut verdient. Er hat das Geld verschwendet usw. Aufgrund der Scheidung der Eltern war ich einige Jahre bei meinem Vater, einige Jahre bei der Familie meiner Mutter, dadurch hatte ich eine schwierige Kindheit gehabt. Gut war, dass mein Vater mir in der Volksschule geholfen hat. Er hat mir Nachhilfe gegeben. Er machte das Lernen zu einer beliebten Sache für mich. Besonders Literatur hat mir ... er hat mir Bücher gekauft. Ich habe auch alleine gelesen, deswegen war ich gut in der Schule. Ich war sieben oder acht Mal der Beste in der Klasse. Auch der Beste in der Schule.«

In dieser Passage werden einige Parallelen zwischen Raphaël Baris biographischen Rekonstruktionen und seiner aktuellen Berufstätigkeit in der Sozialen Arbeit deutlich. Er betreut Jugendliche und junge Erwachsene in schwierigen Lagen und ist um ihre Bildung und ihre sozialen Aufstiegsprozesse bemüht. Es bereitet ihm große Freude, Jugendliche in der Schule und im Verein, bei den Hausaufgaben am Nachmittag, zu unterstützen. Weiters ist er häufig mit fluchtmigrierten Jugendlichen konfrontiert, deren Verwandte migrationsbedingt auf dem ganzen Erdball verstreut leben und die sich aufgrund ihres unsicheren Aufenthaltsstatus in Österreich in entsprechend prekären Lebenssituationen befinden. Er selbst kennt prekäre Lebenssituationen aus eigener Fluchtmigrationserfahrung und weiß, wie anfällig man für Abqualifizierungen aufgrund eines marginalisierten Aufenthaltsstatus im Aufnahmeland ist. Beispielsweise erzählt er von Schwierigkeiten auf dem Wohnungsmarkt, denen fluchtmigrierte Familien ausgesetzt sein können, und von den Folgeproblemen, die sich für die Kinder daraus ergeben:

»Ja, ich glaube, die Schüler haben manchmal andere Probleme als die inländischen Schüler, weil sie Ausländer sind. Wenn man Ausländer ist, findet man

schwieriger eine Wohnung als ein Inländer. Dann wohnen viele in kleinen Wohnungen, das ist schlecht für sie in Bezug auf Lernen usw. Die Kinder brauchen einen eigenen Bereich. Das Problem habe ich selbst erlebt. Ich bin zu den Behörden gegangen, ich habe gesagt, dass ich eine bessere Wohnung brauche, die ist zu klein. Dann sagen die immer: »Nein, Sie haben nicht die Staatsbürgerschaft, Sie bekommen keine Gemeindewohnung.« Später wollte ich die Staatsbürgerschaft bekommen, da haben sie gesagt, ich bin nicht integriert. Privat habe ich auch Probleme gehabt mit der Wohnung. Manche wollten sie mir nicht geben, weil ich schwarz bin. Ich habe oft schlecht gewohnt, in schimmeligen Wohnungen haben wir gewohnt. Meine Tochter hat Allergien bekommen, ich denke wegen des Schimmels. Ich spreche von meinen Erfahrungen. Hin und wieder erzähle ich von meinen Erfahrungen. Ich weiß schon, dass die ausländischen Kinder zum großen Teil nicht schlecht wohnen. Die Ausländer sind manchmal auch schuldig, weil beide Eltern arbeiten und die Kinder alleine sind, die werden dann ein bisschen schlimm, wenn sie wenig bei den Eltern sind.«

Die vorangestellte Textpassage unterstreicht, dass Raphaël Bari die Sorgen und Nöte der Jugendlichen kennt und den hegemonialen Integrationsdiskurs in Beziehung setzt mit den Dominanzverhältnissen und rassistischen Barrieren in der Gesellschaft: Im Aufnahmeland werden eingewanderte Personen oft so behandelt, als gehörten sie »eigentlich« woanders hin – sie werden auf einen anderen Platz verwiesen, an einen anderen Ort; das, was sie tatsächlich sagen oder machen, wird häufig ignoriert (vgl. Terkessidis 2004: 180).

Aufgrund gesellschaftlicher Macht- und Dominanzverhältnisse hat Raphaël Bari einen langen Kampf um Anerkennung hinter sich. Ein Beispiel dafür sind seine biographischen Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt: Um tatsächlich als Lehrer arbeiten zu können, musste er zunächst viele Hürden in Kauf nehmen. Dabei war er allerdings immer bemüht, eine tragfähige Zukunft zu gestalten. In seinen biographischen Erzählungen dekonstruiert er einige für ihn schambesetzte Situationen in seinem einstigen Aushilfsjob und mehrere Erfahrungen mit Rassismus, indem er sie als »Kinderkrankheiten« beschreibt, die es für ihn auf schmerzhafte Art und Weise zu überwinden galt, bevor er die Begebenheiten nun als amüsante Anekdoten wiedergeben kann. Seine Bewertung von rassistischen Alltagssituationen hat sich im Laufe der Zeit also gewandelt. In der nachfolgenden Interviewpassage artikuliert sich dieser Wandel folgendermaßen:

»Am Anfang habe ich in Reinigungsfirmen gearbeitet. Das war schwierig und lustig, weil ich damals schlecht Deutsch gesprochen habe. Ich habe in einer Bäckerei gearbeitet. Das war meine erste Arbeit in Österreich. Ich habe schlecht Deutsch gesprochen. Der Chef hat gesagt: »Mach das!« Ich habe falsch verstanden und habe es dann falsch gemacht. Die Mitarbeiter waren Österreicher. Die haben das lustig gefunden und gelacht. Damals gab es wenig Ausländer in Österreich. Der Chef

sagt: »Bring das zu mir, und ich nahm es weg von ihm (lacht). Das war lustig. Damals war es für mich peinlich. Jetzt erst ist es lustig.«

Heute arbeitet Raphaël Bari neben seinen Engagements in der Sozialen Arbeit auch als islamischer Religionslehrer an Pflichtschulen. Von Zeit zu Zeit stößt er in der Nachbarschaft auf Widerstand gegen sein soziales Engagement und insbesondere als Muslim. Sein Glaube und die damit verbundene Lehre werden nicht als differenzierte und vielschichtige soziale Alltagspraxis wahrgenommen, sondern als etwas Befremdliches angesehen. Er wird tendenziell unter Verdacht gestellt, fundamentalistisch zu sein, und als Abwertung der Wohngegend betrachtet. Solche Formen der Diskriminierung sind nicht nur beleidigend; da sie auch darauf abzielen, soziale Existenzgrundlagen zu zerstören, kann hier von Rassismus gesprochen werden. Im schulischen Kontext ist Raphaël Bari Ähnliches passiert – hier ging es sogar um seine berufliche Existenz und, damit verbunden, um die Aussicht auf einen sicheren Aufenthaltsstatus:

»Die Lehrerin, die hat mich beschimpft ohne Grund. Ich habe sie nicht beleidigt oder so, dass man sagt, es wäre eine Reaktion gewesen. Sie hat kein Problem bekommen, die Schule hat sie unterstützt, denn es wurde einfach nicht reagiert. Als ich meine Religion in der Schule praktizieren und beten wollte, im Konferenzzimmer, weil die Klassen zugesperrt waren. Ich habe keinen Schlüssel bekommen. Ich habe in einer Ecke gebetet und habe niemanden gestört. Da war ein Kreuz, zu Weihnachten beten die anderen Lehrer auch und später, im Zusammenhang mit meiner Einbürgerung, hat jemand vom Schulpersonal gesagt, dass ich ein islamischer Fundamentalist bin, weil ich gebetet habe. Was sagt man dazu?«

Die Frage, was man dazu sagen soll, ist gleichzeitig eine Frage, wie man mit den herrschenden Machtverhältnissen und Rassismen in einer postmigrantischen Gesellschaft umgehen soll. Lässt man einige Beispiele aus den Erfahrungen von Raphaël Bari Revue passieren, so fällt auf, dass er unterschiedliche Lebensstrategien im Umgang mit Diskriminierung und Rassismus entwickelt hat und dabei der jeweilige Kontext sowie seine soziale Stellung und sein Wissen entscheidende Einflussfaktoren gewesen sind. Raphaël Bari hat über viele Jahre Erfahrungen mit Rassismus in unterschiedlichen Ausprägungen gemacht und weiß, dass öffentliche Abwertungen dazu führen können, dass Jugendliche in weiterer Folge an den gesellschaftlichen Rand gedrängt werden. Dabei versuchen sie, aus der Not eine Tugend zu machen, und entwickeln ihre eigenen Lebenswege und Strategien. Bei ihm persönlich stehen Themen wie Religionsfreiheit im Mittelpunkt. In diesem Bereich ist er geschult und verfügt über ein umfangreiches Wissen und somit auch über schnell abrufbare Argumente. Seine Position formuliert er in diesem Kontext folgendermaßen:

»Natürlich auch die Beschimpfungen in der Schule. Für manche ist das schlecht. Manche Schüler versuchen dann laut zu sein, um die Aufmerksamkeit zu bekommen, um zu zeigen, dass sie wichtig sind, weil sie sehen, dass sie abgelehnt werden. Ich sage, dass die Ablehnung nicht von allen kommt. Auf der anderen Seite werden ausländische Kinder gut behandelt. Das Schulsystem ist in gewissem Maße gut. Es gibt Sport. Die Kinder sind, in manchen Aktivitäten, gut integriert. In religiösen Angelegenheiten gibt es manchmal Schwierigkeiten. Viele Schuldirektoren wenden da ihre Augen ab. Das darf nicht sein. Man muss die Menschen respektieren. Wenn sie keine Christen sind, darf man sie nicht so in christliche Aktivitäten hinziehen, so wie ›Du musst in die Kirche gehen, du musst Weihnachten feiern‹, das sagen mir viele Schüler. Normalerweise feiert ein Moslem kein Weihnachten. Was passiert, wenn ich christliche Kinder nehme und mit denen Ramadan feiere? Dann werden die sagen: ›Aber sie sind in unserem Land.‹ Das ist kein Argument. Wenn die Europäer in islamische Länder gehen, akzeptieren sie auch nicht, dass sie zu islamischen Aktivitäten gezwungen werden. Das ist egal, wo man sich befindet, man darf niemanden zu einem anderen Glauben zwingen.«

Insgesamt zeigt sich anhand der Interviewpassagen, dass die biographischen Diversitäts- und Migrationserfahrungen von Raphaël Bari einen entscheidenden Einfluss auf seine Einschätzung von Situationen haben, denen muslimische Jugendliche in ihrer Lebenswelt, besonders in der Schule, ausgeliefert sind. Er kennt die vielfältigen Schwierigkeiten, die damit verbunden sind, einen unsicheren Aufenthaltsstatus zu haben, sei es in Bezug auf Wohnen und Erwerbsarbeit, sei es in Bezug auf Bildung. Das, was die Arbeit und das Engagement von Raphaël Bari auszeichnet, ist, dass er intrinsisch motiviert ist, Jugendlichen zu helfen: Er denkt an den Nachhilfeunterricht, den sein eigener Vater ihm erteilt hat, der damals auch, wie er selbst, in einer schwierigen Lebenssituation war. Aus diesen beiden Erfahrungen zieht er jeweils das Positive heraus und gibt es an die Jugendlichen weiter. Darüber hinaus begreift er die Religion nicht nur als persönliche, sondern auch als soziale Ressource, indem er sich den Umstand zunutze macht, dass es in Österreich an islamischen Religionslehrern mangelt. In seiner Rolle als Religionslehrer konnte er einen sozialen Aufstieg erreichen und soziale Anerkennung erfahren. Insgesamt nutzt Raphaël Bari seine biographischen Erfahrungen als pädagogisches Werkzeug, um einen besseren Zugang zu den Jugendlichen zu bekommen.

Jutta Brem

Jutta Brem hat einen universitären Studiengang mit dem Schwerpunkt Soziale Arbeit erfolgreich absolviert und verfügt über langjährige Berufspraxis mit Jugendlichen, die aus ihrem Elternhaus ausgezogen sind und dringend eine betreute Notunterkunft benötigen. Sie selbst ist gemeinsam mit elf Geschwistern auf dem Land aufgewachsen und spricht von einer einfachen, aber behüteten Kindheit. Ihre El-

tern waren als Landarbeiter:innen tätig und konnten sich nicht viel leisten. Von Zeit zu Zeit arbeitete ihr Vater auch als Gelegenheitsarbeiter auf Baustellen. Dabei hatte er stets den Traum gehabt, zu studieren und Lehrer zu werden, doch dafür hatte das Geld nicht gereicht. Den Erzählungen von Jutta Brem zufolge unternahmen ihre Eltern jedoch alles, damit sie und ihre Geschwister die Möglichkeit bekamen, zu studieren. Sie beschreibt die Familien- und Bildungsphilosophie in ihrem Elternhaus folgendermaßen:

»Also ich bin sehr frei aufgewachsen. Habe familiär einen sehr starken Rückhalt gehabt, mich persönlich weiterzuentwickeln. Für unsere Eltern war es total wichtig, dass wir unseren Neigungen entsprechend sowohl eine schulische als auch universitäre Ausbildung machen, und das haben sie uns auch ermöglicht. Was so noch ganz wichtig war, das hat aber auch mit der Größe der Familie zu tun, ist einfach Fair Play und Teamgeist. Dass auch innerhalb der Familie ein sehr starkes Verantwortungsbewusstsein vermittelt worden war, gegenüber allen anderen, vor allem den Jüngeren und Schwächeren gegenüber. So diese soziale Komponente, die Solidarität, ist grundgelegt worden im familiären Kontext.«

Ebenso wie die soziale Einstellung ihrer Eltern und das bildungsorientierte Familieneleben war auch die Demokratisierung des Bildungssystems ausschlaggebend für ihr Weiterkommen. Mithilfe sozialdemokratischer Errungenschaften, wie der Matura auf dem zweiten Bildungsweg und der Öffnung universitärer Landschaften für möglichst alle Schichten, gelang es Jutta Brem – wie auch ihren Geschwistern –, einen akademischen Werdegang einzuschlagen. Sie studierte an zwei Standorten in Österreich, wobei die Wahl des Studiums ebenso von ihrem Interesse für die Anliegen von Minderheiten beeinflusst war wie die gewählten Schwerpunkte im Studium selbst. Ausführlich beschäftigte sie sich mit Themen wie Rassismus und der Frage, welches politische und soziale Klima Rechtradikalismus begünstigt. Dabei stellte sie sowohl nationale als auch internationale, sowohl gesellschaftskritische als auch psychologische Perspektiven in den Mittelpunkt ihrer Forschungsinteressen und vertiefte diese bei der Mitarbeit in einem universitären Forschungsprojekt. Ihre heutige Arbeitsstelle liegt in einem sogenannten sozialen Brennpunkt, wo sie beobachtet, wann mehrheimische Jugendliche akzeptiert werden und wann es zu Abwertungen kommt. Die Gegebenheiten in einem lokalen Fußballverein beschreibt sie beispielsweise folgendermaßen:

»Für mich ist das selber unheimlich faszinierend, speziell im Fußball, weil man das jetzt nicht nur bei so einem Verein wie unserem Stadtbezirksverein hat, sondern eigentlich durchgängig. Man hat im Sport immer einen doch relativ hohen Anteil von Sportlern mit Migrationshintergrund, die immer als die unsrigen betrachtet werden, solang die Erfolge da sind. Die ganz schnell wieder zu den anderen werden, wenn es nicht so gut läuft.«

An diesem Beispiel wird deutlich, wie flexibel Rassismus angewendet wird, je nach Vorteil einer Gruppe, die in der Lage ist, andere aufgrund rassistischer Diskurse auf- oder abzuwerten. Jutta Brem erkennt darin ein unfaires Verhalten. Darüber hinaus fällt ihr auf, dass Sport immer öfter nur mehr als Hochleistungssport begriffen wird, während soziale Belange wie Fairness und Zusammenspiel sowie die gesellschaftliche und individuelle Vielfalt an Bedeutung verlieren. Um die gesellschaftliche Funktion des Sports wieder stärker in den Mittelpunkt zu stellen und rassistische Diskurse offen ansprechen zu können, ist sie dem Fußballverein beigetreten und engagiert sich dort ehrenamtlich, wobei sie sich um die aktuelle Entwicklung besorgt zeigt:

»Und dann halte ich es für ganz wichtig, dass sich die Sportvereine, das betrifft nicht nur die Fußballvereine, ihrer gesellschaftspolitischen Verantwortung bewusstwerden. Da habe ich auch immer mit unserem Verein zu tun, dass es irgendwann mit der Tunnelsicht hin auf den ›nur sportlichen Erfolg< losgeht. Und für mich ist es das aber nicht. Sag ich ganz offen. Ob wir jetzt in der zweiten Klasse oder in der Regionalliga spielen, ist mir egal. [...] Vielmehr geht es im Sport darum, Sozialisationsfaktor zu sein, insbesondere beim Gruppensport zu lernen, dass man nur im Team Ziele erreichen kann, dass so was wie Integration auch im Sportverein stattfindet und dass es nicht ausschließlich darum geht, die Talentiertesten zu fördern, sondern in Wahrheit darum, eine Vielfalt zu haben.«

An Jutta Brems Einstellung in Bezug auf die gesellschaftliche Funktion des Sportes und an ihrem Appell an das sportliche Gewissen, daran, soziale Verantwortung zu zeigen und auch schwächere Spieler zu fördern, spiegeln sich die Bildungsprämissen ihrer Eltern wider. Sie selbst hat anhand der Bildungsbiographie ihrer Eltern erfahren, dass es schwierig ist, weiterzukommen, wenn die familiären Ressourcen nicht vorhanden sind und das Bildungssystem nur diejenigen fördert, die bereits aus einem akademischen Elternhaus kommen.

Jutta Brems Sozialisation und Erziehung haben, wie später auch der Gruppensport, einen maßgeblichen Einfluss auf ihren Werdegang und ihren Zugang zu den Jugendlichen in der Sozialen Arbeit, wie in der nachfolgenden Interviewpassage noch einmal deutlich wird:

»Mein Zugang ist immer also Sport, Teamsport ist wichtig für die Sozialisation, aber nur dann, wenn man den Rahmen ändert. Ich bin sehr dafür, dass wir auch talentierte junge Leute im Spitzensport fördern, aber die Basis und das, was wir brauchen, ist was Anderes. Zu lernen, wie funktioniert Fair Play, wie kann ich im Team agieren, wie schaut es aus mit Verantwortung für andere aus, wie schaut es aus mit eigener Verbindlichkeit, das sind alles Fähigkeiten, die du viel stärker im Teamsport als in allen anderen Lebensbereichen lernst. Und das klage ich halt immer wieder ein. Bin jetzt natürlich so bei den typischen Sportfunktionären.«

Eine wesentliche Motivation für die Arbeit von Jutta Brem sind also die eigenen positiven Erfahrungen in der Herkunfts familie, etwa die Erfahrung, Bildungschancen gehabt zu haben und auch aufgrund sozialpolitisch günstiger Verhältnisse gefördert worden zu sein. Diese Kombination hat sie zu einer Sportfunktionärin gemacht, die an das gesellschaftliche Gewissen appelliert, die Anerkennung der Vielfalt im Sport einfordert und bestrebt ist, nicht nur die Spitze, sondern vor allem Breitensport zu fördern. Weiters ist sie durch ihr Studium mit Minderheitenthematiken in Kontakt gekommen und nutzt die dadurch erworbenen Diversitätskompetenzen bei der Einschätzung von gesellschaftlichen Entwicklungen, beobachtet ihr Umfeld und setzt sich für die sozialen Belange in der Notstelle für Jugendliche und junge Erwachsene ein.

4. Plädoyer für eine mehrheimische Perspektive auf personelle Diversität

Ein besonderes Charakteristikum der Globalisierung besteht darin, dass Menschen ständig in Bewegung sind und soziale Beziehungen über weite geografische Distanzen aufrechterhalten können. Zugleich unterhalten die meisten Menschen einen festen Lebensmittelpunkt, schätzen ihr lokales Umfeld und sind in alltägliche Zusammenhänge vor Ort eingebunden. Diese Lebensweise ist zwischen Migration und Sesshaftigkeit angesiedelt und mittlerweile in vielfacher Hinsicht gängige Alltagspraxis. Ermöglicht wird dies durch eine städtische Infrastruktur, in der es sich normalisiert hat, mehrmals umzuziehen, fortzugehen oder zurückzukommen. Menschen finden in Städten eine lebendige Infrastruktur vor, die nach Möglichkeit so gebaut ist, dass sie mit der menschlichen Bewegung korrespondiert, auch wenn dies in vielfacher Hinsicht eine besondere Herausforderung darstellt. Laut dem Soziologen Richard Sennett werden bis zum Jahr 2050 zwei Drittel aller Menschen eine Stadt ihr Zuhause nennen; in diesem Zusammenhang diskutiert er, wie ein urbanes Zusammenleben von zu- und wegziehenden sowie bleibenden Menschen mit diversen kulturellen und religiösen Bezügen auch in Zukunft möglich sein wird (vgl. Sennett 2018).

Es ist also davon auszugehen, dass im Zeitalter der Globalisierung Menschen vermehrt Diversitäts- und Migrationserfahrungen sammeln und somit die Bezeichnung mehrheimisch auch auf alle Menschen und Gesellschaftsmitglieder übertragen werden kann. Dieser Umstand scheint jedoch kaum im öffentlichen Bewusstsein verankert zu sein. Hinweise auf ein schwach ausgeprägtes Verständnis von Diversität und Migration liefern zahlreiche hegemoniale Unterscheidungen zwischen »Wir und [den] Anderen« (vgl. Beck-Gernsheim 2007). In öffentlichen Diskursen wird vielfach differenziert zwischen »In- und Ausländern« sowie zwischen »Einheimischen und Zugereisten« etc. Das Bild dieses scheinbaren Gegensatzes hat sich

dermaßen normalisiert, dass es sich in den Köpfen der Menschen festgesetzt hat und als eine Art ethnisch-zentriertes Rezeptwissen sofort abrufbar ist. So sind sogar sperrige Begriffskonstruktionen wie »Menschen mit Migrationshintergrund« oder die Rede von der »Parallelgesellschaft« in die Alltagssprache eingegangen (Bukow 2017). Es ist eine bildungswissenschaftliche Aufgabe, sich mit »Formaten der Alltagsmobilität« (Bukow 2016) auseinanderzusetzen, um wieder ein gesamtgesellschaftliches Bewusstsein für Diversität und Migration herzustellen. Letztendlich geht es um die Aufgabe, Diversitäts- und Migrationserfahrungen, die alle Menschen in der postmigrantischen Gesellschaft auf irgendeine Weise machen, zu visualisieren und aktiv in ein Passungsverhältnis zu Jugendbetreuung und Sozialer Arbeit zu setzen.

Dieser Artikel folgt einer doppelten Logik. Zum einen wird aufgezeigt, dass das Leben von Menschen, und in diesem Zusammenhang das Leben von Jugendlichen, einer mehrheimischen Praxis folgt bzw. diese von den Jugendlichen kreativ entwickelt wird. Gleichzeitig steht die Idee im Raum, dass Fachkräfte der Jugendarbeit sich mit diesen mehrheimischen Lebensentwürfen auseinandersetzen müssen und dafür ihre eigenen mehrheimischen Erfahrungen notwendige Ressourcen sind, um den Jugendlichen adäquate Ansprechpersonen sein zu können. Welche Diversitätskompetenzen das im Einzelnen sind, bleibt eine zentrale Frage, der sich die Verantwortlichen in der Jugendarbeit immer wieder stellen sollten. Diversität ist im Grunde eine Praxis, die ständig hergestellt werden muss und nicht einfach gegeben ist. Es hängt sehr stark von der Beobachtungsperspektive und den Akteur:innen ab, wer als divers oder vielfältig qualifiziert wird. In einem interaktionistisch-konstruktivistischen Sinne bedarf es daher einer Verständigung und eines »Doing«. Für diesen Prozess wird in diesem Beitrag vorgeschlagen, binäre Kategorien zu hinterfragen und in den biografischen Konstruktionen der Biografien (»Biographieprotokolle«) von pädagogischen Fachkräften der Jugendarbeit nach Diversität und mehrheimischen Potenzialen zu suchen.

Im Fallportrait von Raphaël Bari stehen Erfahrungen im Zusammenhang mit Fluchtmigration im Vordergrund. Darüber hinaus werden seine Erfahrungen als Religionslehrer an einer Schule thematisiert. Hingegen stehen im Fallportrait von Jutta Brem vor allem Sozialisationsprozesse in einer österreichischen Großfamilie auf dem Land im Mittelpunkt. Die sozialdemokratische Erziehung und die Bildungsaspirationen der Eltern im Sinne des Strebens nach freier Selbstentfaltung führten bei Jutta Brem zu einem tieferen Verständnis von sozialer Gerechtigkeit und Gemeinschaftssinn sowie – wie sie es in Bezug auf ihre Tätigkeit als ehrenamtliche Sportfunktionärin formuliert – zu einem Engagement für Vielfalt in Teams und »Fair Play« in der Gesellschaft. Die Fallportraits sind jedoch nur scheinbar widersprüchlich und kontrastierend, denn sie verbindet die Idee der mehrheimischen Vielfalt und damit die Grundidee des vorliegenden Beitrags, dass unterschiedliche Diversitäts- und Migrationserfahrungen von Fachkräften der Jugendarbeit und de-

ren Reflexion wichtig sind, um ihre Angebote in postmigrantischen Gesellschaften zeitgemäß und inklusiv vermitteln zu können.

Damit verbunden ist auch die Idee, das mehrheimische Profil von Fachkräften der Jugendarbeit zu schärfen, um für mehrheimische Jugendliche, die in Weltfamilien aufwachsen, geeignete Ansprechpersonen sein zu können. Dies ist keine abschließende Bewertung und Einschätzung von Diversität unter Fachkräften, sondern eine Idee und eine methodische und methodologische Perspektive, sich dieser anzunähern. In Anlehnung an die Ethnologin Maja Povrzanović Frykman bietet diese theoretische Perspektive, die ich hier als postmigrantische Lesart bezeichnen möchte, sowohl ein utopisches Potenzial als auch realitätsbezogene und im Alltag verankerte Perspektiven (vgl. Povrzanović Frykman 2024).

Lassen wir die Erfahrungen von Raphaël Bari und Jutta Brem in diesem Zusammenhang erneut Revue passieren, so fällt auf, dass Migrations- und Diversitätserfahrungen einen entscheidenden Einfluss auf ihre Berufswahl und -motivation hatten und auch ihren Arbeitsalltag prägen. Sie treten als »Mittler:innen« (vgl. Lutz 1990) auf, als Expert:innen, die aus dem eigenen Erleben heraus wissen, wovon sie sprechen. Es zeigt sich, dass die in diesem Beitrag vorgestellten Fachkräfte ihre Diversitätserfahrungen als Ressource nutzen, um einen Zugang zu den Jugendlichen zu erhalten, und aufgrund ihrer eigenen Migrationsgeschichte einen Vertrauensvorschuss genießen. Allerdings sind Migrations- und Diversitätserfahrungen, wie das Beispiel von Jutta Brem zeigt, in unterschiedlichen, auch »einheimisch« gelesenen Erfahrungskontexten möglich und lassen sich somit bei allen Fachkräften der Sozialen Arbeit abrufen. Um dafür die Wahrnehmung zu schärfen, ist der Begriff »mehrheimisch« besonders hilfreich. Er initiiert bei einer kritisch-reflexiven Annäherung an seine zahlreichen Implikationen eine postmigrantische Denkweise, die Migration als Normalität betrachtet und den Fokus auf gesellschaftliche Machtverhältnisse legt. Die binären Unterscheidungen zwischen Migrant:innen und Nicht-Migrant:innen sowie Mobilen und Sesshaften etc. werden bei dieser Denkweise dekonstruiert und das Erkenntnisinteresse richtet sich auf zentrale gesellschaftliche Themen unter Einbeziehung von vielfältig mehrheimischen Erfahrungen. In der postmigrantischen Professionalisierung der Sozialen Arbeit sind also ein biographischer und diversitätsbewusster Ausbildungsansatz und ein gesamtgesellschaftliches Verständnis von Vielfalt entscheidend für die Entwicklung von lebensweltorientierten, rassismusreflexiven und inklusiven Bildungs- und Sozialisationsangeboten.

Angesichts alltäglicher Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen von Jugendlichen im Zeitalter der Globalisierung ist es notwendig, dass sich die Jugendarbeit vermehrt mit rassismuskritischer Bildung auseinandersetzt. Ebenso weisen die theoretischen Überlegungen und die exemplarischen Fallportraits darauf hin, dass die Reflexion von Diversitäts- und Migrationserfahrungen einen konstitutiven Beitrag zur Professionalisierung der Beziehungsarbeit in der Jugendbetreuung leis-

ten kann. Gleichzeitig gilt es zu verhindern, dass Professionelle auf ihre Migrationserfahrungen reduziert werden und damit als zuständig für alle Fragen zu Migration und Rassismus erachtet werden, wie es Hakan Gürses in dem Text »Was ist ein Migrationshintergrund?« folgendermaßen auf den Punkt bringt:

»Ich jedenfalls muss aufgrund meines Hintergrundes wöchentlich mehrere Anfragen beantworten, in denen ich zum Verfassen von Artikeln oder zur Teilnahme an Podiumsdiskussionen eingeladen werde – allesamt zum Thema ›Einwanderung‹ und ›Lebenssituation von Menschen mit Migrationshintergrund‹. Dass meine Ablehnung bei Anfragenden Befremdung auslöst, ist wohl auch kein Zufall. ›Sie sind doch Wissenschaftler?‹ ›Tja.‹ ›Sie haben Migrationshintergrund?‹ ›Wenn Sie so wollen.‹ ›Ja, wo liegt dann das Problem?‹« (Gürses 2014: 6)

Diversität, Migration und Rassismus sind Themenbereiche, die alle Mitglieder einer Gesellschaft betreffen. Die Reflexion von Diversitäts- und Migrationserfahrungen soll in der Sozialen Arbeit als Grundlage dafür dienen, lebensweltorientierte Angebote zu entwickeln und zu etablieren, die mit den mehrheimischen Lebenssprächen in einer globalisierten Welt korrespondieren. In diesem Sinne regt dieser Artikel an, in der Jugendarbeit Konzepte einzuführen, die das mehrheimische Diversitätsbewusstsein unter den Fachkräften fördern und immer wieder dazu auffordern, weltoffene, partizipatorische und gesamtgesellschaftliche Angebote für Jugendliche zu entwickeln. Die Wahrnehmung von Diversität in der Jugendarbeit bedeutet also, mehrheimische Potenziale unter den Fachkräften und bei den Jugendlichen zu erkennen und in der inklusiven Gestaltung der Jugendarbeit zu berücksichtigen. Auf diese Weise werden mehrheimische Ideen für die Jugendarbeit im Zeitalter der Globalisierung generiert.

Literatur

Albrow, Martin 1997: Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt. In: Beck, Ulrich (Hg.): Kinder der Freiheit. Frankfurt a.M., 288–314.

Amelina, Anna/Faist, Thomas 2012: De-naturalizing the National in Research Methodologies: Key Concepts of Transnational Studies in Migration, in: Ethnic and Racial Studies, Volume 35, 2012 – Issue 10, 1707–1724, <https://doi.org/10.1080/01419870.2012.659273>.

Ammann, Birgit/Kirndörfer, Elisabeth 2018: Jugendliche im Kontext von Migration und Postmigration. Zwischen Heimatgefühl und Alltagsdiskriminierung. Weinheim/Basel.

Batur, Sertan 2021: Rassismus und Soziale Arbeit. In: ogsa AG Migrationsgesellschaft (Hg.): Soziale Arbeit in der Postmigrationsgesellschaft. Weinheim/Basel, 52–65.

Bauman, Zygmunt 2003: Flüchtige Moderne. Frankfurt a.M.

Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth 2013: Fernliebe. Lebensformen im globalen Zeitalter. Berlin.

Beck-Gernsheim, Elisabeth 2007: Wir und die Anderen. Kopftuch, Zwangsheirat und andere Mißverständnisse. Frankfurt a.M.

Blumenthal, Sara-Friederike/Sting, Stephan/Zirfas, Jörg 2020: Jugendliche. Pädagogisch-anthropologische Zugänge. In: Blumenthal, Sara-Friederike/Sting, Stephan/Zirfas, Jörg (Hg.): Pädagogische Anthropologie der Jugendlichen. Weinheim/Basel, 9–30.

Bukow, Wolf-Dietrich 2016: Migration und Mobilität, zwei verschiedene Formate von Alltagsmobilität, in: Migration und Soziale Arbeit, Ausgabe 1, 2016, 4–12.

Bukow, Wolf-Dietrich 2017: Die Konstruktion von Parallelgesellschaften in einer globalisierten Stadtgesellschaft. In: Hiergeist, Teresa (Hg.): Parallel- und Alternativgesellschaften in den Gegenwartsliteraturen. Würzburg, 25–50.

Ferron, Lisa/Hill, Marc/Hill, Miriam/Yıldız, Erol 2019: Gesichter der Migration. Jugendliche erforschen gemeinsam ihre familiale Migrationsgeschichte. Innsbruck. <https://doi.org/10.25651/1.2019.0030>.

Gahleitner, Silke Birgitta 2017: Soziale Arbeit als Beziehungsprofession. Bindung, Beziehung und Einbettung professionell ermöglichen. Weinheim/Basel.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. 2012: The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. New Brunswick.

Goffman, Erving 2009: Interaktion im öffentlichen Raum. Frankfurt a.M./New York.

Gürses, Hakan 2014: Migrationshintergrund, in: Stimme, Ausgabe 90, 2014, 6.

Hill, Marc 2016: Migration mobilisiert. Erfahrungen von Jugendlichen aus Migrationsfamilien als Antriebsfeder für eine urbane Bildungspraxis, in: Migration und Soziale Arbeit, Ausgabe 1, 2016, 38–44.

Hill, Marc 2018: Eine Vision von Vielfalt: Das Stadtleben aus postmigrantischer Perspektive. In: Hill, Marc/Yıldız, Erol (Hg.): Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen. Bielefeld, 97–119. <https://doi.org/10.14361/9783839439166-010>.

Hill, Marc 2020: Religionsandere? Re-/De-/Konstruktion einer Biografie. In Blumenthal, Sara-Friederike/Sting, Stephan/Zirfas, Jörg (Hg.): Pädagogische Anthropologie der Jugendlichen. Weinheim/Basel, 233–248.

Hill, Marc/Yıldız, Erol 2024: Postmigrant conceptualisations of the city: from hegemonic to urban everyday practice. In: Jahrbuch zur Migrationsforschung Österreich (zur Konferenz 2022). Wien.

Hill, Miriam 2020: Migrationsfamilien und Rassismus. Zwischen Ausschließungs- praxen und Neuorientierung. Wiesbaden.

<https://www.oeaw.ac.at/jahrestagung-migrationsforschung2024/keynotes> (abge- rufen am 29.09.2024).

Lengyel, Drorit/Rosen, Lisa 2015: Minority Teachers in Different Educational Con- texts: Introduction, in: *Journal für International und Interkulturell Vergleichen- de Erziehungswissenschaft*, Ausgabe 21, 2015 – Nr. 2, 153–160. <https://doi.org/10.25656/01:24639>.

Lutz, Helma 1990: *Welten verbinden – Türkische Mittlerinnen (Intermediäre) in den Niederlanden und in der Bundesrepublik Deutschland*, Dissertation. Amster- dam.

Melter, Claus/Mecheril, Paul (Hg.) 2009: Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung. Schwalbach am Taunus.

Ottersbach, Markus 2021: Politische Partizipation marginalisierter Jugendlicher und Soziale Arbeit, in: *Österreichisches Jahrbuch für Soziale Arbeit (ÖJS)* 3, 69–91. <https://doi.org/10.30424/OEJS2103069>.

Povrzanović Frykman, Maja 2024: Learning from academia? Reflections on postmi- gration as an analytical perspective, 8. Jahrestagung zur Migrationsforschung in Österreich, <https://www.oeaw.ac.at/jahrestagung-migrationsforschung2024/keynotes> (abgerufen am 29.09.2024).

Schachtner, Christina 2023: Transnationale Räume und mediale synthetische Prak- tiken: Sozialität im Wandel, in: *Medien + Erziehung*, Ausgabe 67, 2023 – Nr. 2, 63–70.

Scharathow, Wiebke 2014: Risiken des Widerstandes. Jugendliche und ihre Rassis- muserfahrungen. Bielefeld.

Schütze, Fritz 1983: Biographieforschung und narratives Interview, in: *Neue Praxis, Zeitschrift für Sozialforschung*, Ausgabe 13, 1983 – Nr. 3, 283–293.

Sennett, Richard 2018: *Die offene Stadt. Eine Ethik des Bauens und Bewohnens*. Berlin/München.

Straßburger, Gaby 2009: Sozialraumorientierungen interkulturell. Interkulturelle Öffnung und Sozialraumorientierung Hand in Hand, in: *Migration und Soziale Arbeit* 4, 229–234.

Terkessidis, Mark 2004: *Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive*. Bielefeld.

Tsianos, Vassilis S. 2024: Zur Verwundbarkeit der postmigrantischen Gesellschaft. Innsbruck, Keynote, 8. Jahrestagung zur Migrationsforschung in Österreich, <https://www.oeaw.ac.at/jahrestagung-migrationsforschung2024/keynotes> (abge- rufen am 29.09.2024).

Wienforth, Jan 2019: Agency-Figurationen in der Jugendhilfe. Professional Agency in Arbeitsbeziehungen zwischen Fachkräften und jungen Geflüchteten, in: *So- ziale Arbeit*, Ausgabe 68, 2019 – Nr. 8, 295–301.

Yıldız, Erol/Meixner, Wolfgang 2021: Nach der Heimat. Neue Ideen für eine mehrheimische Gesellschaft. Ditzingen.

Yıldız, Miriam 2021: Den Umständen zum Trotz – Solidarität und Freundschaft unter Frauen und Mädchen zweiter und dritter Generation. In: Hill, Marc/Schmitt, Caroline (Hg.): Solidarität in Bewegung. Neue Felder für die Soziale Arbeit. Baltmannsweiler, 205–217.

